

卅

Tomas Espedal

WIDER DIE KUNST
(Die Notizbücher)

Aus dem Norwegischen von
Hinrich Schmidt-Henkel

 Matthes & Seitz Berlin

Für meine Mutter

APRIL

Auch das ist ein Auftrag, der Mut erfordert: bleiben.
Kristian Lundberg

Mein erster Name wurde in einer Fabrik hergestellt, in Metall gegossen, und war von einer gewissen Beständigkeit. Ich habe versucht, ihn zu vergessen. Ich bin dreiundvierzig vierundvierzig fünfundvierzig sechsendvierzig Jahre alt. Ich schreibe dies im September. Geboren bin ich am zwölften November im Sternzeichen Skorpion. Man hat mir erzählt, wenn der Skorpion bedroht wird, wenn er sich in die Ecke getrieben sieht und nicht mehr entkommen kann, so hebe er den Giftstachel und steche ihn durch eine Lücke in der seinen Körper schützenden Panzerung; das Gift fließt. Frühling, Herbst ist mir die liebste Jahreszeit, der Sommer ist vorbei, ich kann anfangen zu arbeiten, November, September, der neunte oder neunzehnte, neunundzwanzigste; ich beginne morgens oder abends zu schreiben. Es ist still im Haus. Ich bin weder bedroht noch in die Ecke getrieben, hebe die rechte Hand und platziere die Bleistiftspitze auf dem Papier, das Gift fließt. Ich schreibe. Der erste Satz, als drückte man eine Nadel auf die Haut, ein leichter Widerstand, weich, und die Nadel dringt ein, gleitet hindurch und trifft die Ader; es ist notwendig zu vergessen. Mein zweiter Name

war schwieriger, härter, ein Frauenname. Ich habe lange gebraucht, um ihn zu zerstören. Nicht, weil er undurchdringlich gewesen wäre, sondern er war alt, war an einen Ort gebunden; ich bin nie dort gewesen.

Ich bin in der Stadt geboren, der Name gehört an den Rand, ein trockener, windzerzauster und zählebiger Name, der zusammenbrach wie ein widerspenstiger Baum. Der erste Satz, er muss hart sein wie Stahl. Man arbeitet ihn heraus, schleift und bürstet, schneidet und feilt, es ist Handwerk. Das mechanische Geräusch der Schreibmaschine, wie allein in Fabrikräumen zu sitzen und die Stimmen derer zu hören, die nicht da sind; untätige Hände und schwere Schuhe, die über den Boden trampeln ohne einen Laut. Der Satz schimmert. Hart wie Stahl. Uns ist gemeinsam, meiner Tochter und mir, dass wir beide unsere Mütter verloren haben. Ich habe meine Mutter im April verloren, sie ihre im September. Ich wusste nicht, was ich sagen, wie ich sie trösten sollte, alles, was ich sagen konnte, das Erste, was ich sagte, als ob ich ein Kind wäre, als ob kein Altersunterschied zwischen uns wäre, als ob ich wollte, dass sie mich tröstete und wir einander in gemeinsamer Trauer umarmten, zwei Gleichgesinnte im selben Alter, als ob ich sie im Laufe einiger weniger wortloser Minuten zu einer Erwachsenen gemacht hätte, zu meiner künftigen Lebenspartnerin, meiner Hoffnung; sie hörte es und drehte sich weg, wütend und erschrocken, es war kein Trost, das Erste, was ich sagte, war: Wir haben keine Mutter mehr.

Meine Tochter ist fünfzehn Jahre alt und kennt ihren

Vater nicht. Man könnte sagen, da ist *ein* Mann, der Bücher schreibt, und ein ganz anderer, ihr Vater. Nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, habe ich so gut ich kann versucht, ihr ein guter Vater zu sein. Ich habe auch versucht, eine Art Mutter zu sein, das war ein großer Fehler, den ich mit aller Kraft und unbeugsamem Willen beging, ich hörte auf zu schreiben, hörte auf zu reisen, beendete einige Freundschaften und richtete mich in dem neuen Zuhause ein wie eine Mutter. blieb zu Hause, räumte auf und machte sauber, putzte unermüdlich die Zimmer und wusch das Bettzeug und ihre Kleidung. Ich machte Abendessen und Frühstück und schmierte ihr das Schulbrot. Immer regelmäßige Mahlzeiten. Immer saubere Kleidung. Immer jemand zu Hause, morgens wie abends. Mir gefiel das besser, als ich gedacht hätte; ich liebte es, einzukaufen und Essen zu machen, aufzuräumen, Wäsche zu waschen, sie aufzuhängen, es tat mir gut. Aber das Kind war unzufrieden, es vermisste nicht nur seine Mutter, jetzt vermisste es auch noch den Vater. Eines Tages sagte sie: Warum bist du immer zu Hause? Warum kannst du mich nicht in Ruhe lassen, einen Tag alleine lassen, für mich, wann gehst du endlich mal raus?

Ich fuhr in die Stadt.

Widerwillig fuhr ich in die Stadt, was sollte ich dort?

Ich ging durch die Straßen und schlug die Zeit tot, zwei, drei, vier Stunden, dann fuhr ich nach Hause. Ich wollte mit meiner Tochter zu Hause sein. Sie brauchte einen Vater und bekam einen trauerschweren Mann, er fürchtete, den Verstand zu verlieren, verrückt zu werden,

er glaubte, er werde sterben, erkranken, er glaubte, er werde alles verlieren, das Haus, das Kind, er war sicher, etwas Furchtbares werde geschehen. Er ging umher und wartete darauf, aber das Furchtbare geschah nicht. Ich ging umher und wartete auf etwas Furchtbares, aber das Furchtbare kam nicht, nicht in unser Haus. Der Nachbar erlitt einen schweren Herzinfarkt und fiel vor seiner Haustür um. Das Nest in unserem Garten wurde von einem Raubvogel geplündert, er riss es vom Baum, hackte die Eier auf, fraß die Jungen und flog davon. Das Furchtbare geschah, zu jeder Zeit, an allen Orten, aber nicht in unserem Haus. Unser Haus war geschützt, Frieden lag auf ihm. Und in diesem Frieden, dieser Wartezeit, fing ich zu schreiben an. Jeden Morgen, wenn meine Tochter zur Schule gegangen war, setzte ich mich an den Schreibtisch. Eine weiße, graue Stille ruhte im Haus. Sie erschreckte mich, ich war Stille nicht gewohnt, hatte sie weggewaschen und weggeputzt, während ich auf das Furchtbare wartete, doch jetzt war die Stille da, sie kam wie ein plötzliches, unverhofftes Glück. Die Stille zog im Haus ein, und im Laufe weniger Wochen war sie auch ein Teil von mir geworden, sie zog in das ein, was ich schrieb.

Wie Schnee. Wie weißer, grauer Schnee nach einem langen Sommer und warmen Herbst. Wind, Regen und auf einmal Schnee, der erste Schnee. Die Krähen hüpfen im Garten von links nach rechts und schreiben Wörter in den Schnee; kleine, schwarze Krähenzehen, beiläufig geschrieben, die Vögel schreiben, so rasch und präzise, sie schreiben: Der Winter kommt.

Die Rosen erstarren.

Weiß und von Reif bedeckt.

Sie hatten keine Zeit zu verwelken, stehen da wie todesstarr, an die weiße Wand des Hauses gefroren, aufgebunden mit roten Wollfäden: gefesselt, festgehalten, gezwungen dazustehen wie eiskalte Münder, ins Dunkle geöffnet.

Morgens Nebel. Er verdunstet bleibt hängen wie Reste Wasserflecken in den Locken der Rosenblätter das feuchte Haar zum Pferdeschwanz gebunden mit der einen Hand hinterm Kopf gehalten so fest dass du schreist die Stille draußen, komm. Der Winter kommt, wieder zu früh, und der Schnee schmilzt der Nebel hebt sich das Sonnenlicht bricht durch das weiße Laubwerk und trifft die gefrorenen Rosenblätter, die sich zu spät schließen und verwelken.

Die Blumen, aufgebunden mit der Wolle, aus der dein roter Pullover gestrickt ist.

Weißer Kletterrosen.

Im Garten.

Vor dem Haus, vor die weiße Fassade gebunden mit roten Wollfäden, die mit Reißzwecken an die Mauer gepinnt und solcherart um die Stiele gewunden sind, dass die weißen Rosen vor das Fenster gebogen werden, hinter dem ich sitze und schreibe.

Gefesselt.

Ans Haus gefesselt und an die Zimmer, wo ich außerdem an das Bett gebunden bin, auf dem ich liege, und an die Stühle, auf denen ich sitze. Ich gehe im Haus umher,

an einer Laufleine, ich habe keinerlei Wunsch, wegzugehen oder mich loszureißen. Arbeite stattdessen verbissen daran, die unsichtbaren Fäden festzuziehen, ich verbessere und verstärke sie, sie werden haltbarer und länger, sodass ich sie immer fester ziehen und mehrfach um Mund und Hals und Brust winden kann, immer rundherum, immer fester, bis ich endlich in einen harten, weißen Kokon eingesponnen bin. Eine Schutzhaut aus Fäden, an Wänden und Boden befestigt, an Schreibtisch und Stuhl; hier sitze ich, gefangen und geduldig, gezwungen zuzusehen, wie das dünne Bauwerk so umfassend und kompliziert wird, dass man es ein Zuhause nennen kann.

Ein Zuhause.

Dieser Weg, oh der Weg, der Kiesweg, der sanft zum Haus heraufführt, in derselben Farbe wie das Haus, denn er ist Teil des Hauses, eine Verlängerung der Tür, eine Fortsetzung von etwas hinter der Tür; des Bettes, vielleicht, in dem man liegt und nicht aufstehen will.

Diese Stunden mitten am Tage, in denen man hellwach ist und sich aufs Bett legt, nicht um zu schlafen, nicht um auszuruhen, sondern um aus dem Fenster zu schauen, auf den Himmel draußen, um noch wacher zu werden. So wach, dass dem Liegenden auf einmal bewusst wird, so könnte er für immer liegen, reglos und gedankenfrei, doch mit einem Ausblick so rein, dass es schmerzt. Was sieht er? Den Himmel, die Wolken, sonst nichts. Doch dann lässt er den Blick wandern und sieht die Wände und Decke des Zimmers, in dem er liegt; die

Lampe auf dem Schreibtisch am Fenster, den Stuhl und den roten Teppich, die Bücher auf dem Nachttisch und die Notizbücher in Umschlägen von derselben Farbe wie das Haus, und das lässt ihn daran denken, was er alles nicht sehen kann, was er beschreiben müsste: den Kiesweg, der vom Haus hinabführt, diesen Weg, auf den die Bäume Schatten werfen, so hart und unüberwindlich, dass er sich fragt, ob er sie je wird übersteigen und sich vom Haus entfernen können.

Der Brief: »Es ist wohl zutreffend zu sagen, dass ich Bonnards Gefallen am Unbequemen teile. Einfache Möbel, harte Stühle, spartanische, schmucklose Zimmer. Es heißt, in seinem Arbeitszimmer habe es keine Ruhegelegenheit gegeben, kein Sofa, keine Möbel; ich glaube, er liebte das alles zu sehr, um es besitzen zu wollen, er überführte es in seine Arbeit. Seine Arbeit bestand darin, zu sehen. Durchs Fenster sieht er im Garten Marthe, hingegossen in einen Liegestuhl. Das Haar ungekämmt, ein weißer Morgenmantel, es ist Morgen oder Abend. Seine Arbeit bestand darin, sie zu betrachten, er zeichnete auf, was sie unternahm; dass sie morgens aufwachte, aufstand und badete, frühstückte, ein Tuch bestickte, einen Brief schrieb. Sie sitzt im Garten, der Brief liegt auf dem Tisch bei dem bestickten Tuch. Das Licht in den Obstbäumen, Schattenmorellen in einem Korb, man könnte sie essen. Ich sitze am Schreibtisch und schaue hinaus; die Obstbäume und der Gartentisch, der leere Liegestuhl, es ist Samstag oder Sonntag. Ich versuche zu schreiben, es ge-

Die vorliegende Übersetzung wurde finanziell gefördert von NORLA. This translation has been published with the financial support by NORLA.

Erste Auflage Berlin 2015

© 2015 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de

© der Originalausgabe *Imot kunsten. (notatbøkene)*
Gyldendal Norsk Forlag AS 2009, Oslo. All rights reserved.

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95757-137-3

www.matthes-seitz-berlin.de